



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Speck, Wilhelm: Wie ich zu dem Roman "Zwei Seelen" kam

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

mäßig von Ackerbaukolonisten besiedelt worden sei, bleibe das wirklich fruchtbare Natal menschenleer, und alle Einwanderer drängten sich in den zwei kleinen städtischen Bezirken von Durban und Maritzburg und in dem neu entstandenen Johannesburg zusammen. So sei der aufnahmefähige Teil des Landes durch den Unsegen, der von den Goldgruben und den Diamantfeldern ausgehe, in eine verkehrte Bahn der Entwicklung gedrängt worden. Aber Gold und Diamanten würden einmal aufhören, Einfluß zu üben; dann werde „britische Entschlossenheit im Verein mit niederdeutscher Zähigkeit sich der ewig fortwirkenden natürlichen Bedingungen des Lebens in diesem weiten Teile des Weltreichs erinnern. Dann wird zwar hier keine sonderlich dichte Bevölkerung von Europäern sitzen, wohl aber eine, die als Lieferant hochwichtiger, im wesentlichen der Tierwelt entstammender Rohstoffe mehr Wert für das Mutterland besitzt als die unruhige Bevölkerung der Goldstadt, die dann längst in alle Winde zerstreut sein wird.“ Wenn es nur dann noch Engländer gibt, die Lust haben und fähig sind, als Einödbauern und Viehzüchter zu leben! Wir kommen bei einer andern Gelegenheit auf dieses Thema zurück. Die geographischen Charakterbilder, die Dove entwirft, lesen sich sehr angenehm, und die statistischen Vergleiche, die er an passenden Stellen einfügt, sind sehr belehrend.



Wie ich zu dem Roman „Zwei Seelen“ kam

Von Wilhelm Speck



enn ich hier*) davon erzählen soll, woher mir die Idee zu meinem Roman „Zwei Seelen“ gekommen ist, so steigt eine ferne Welt und Zeit vor mir auf und entfaltet sich still vor meinen Augen. Wer ein dichterisches Buch geschrieben hat, ist wohl nur selten imstande, die Quellen aufzudecken, die da hinein geströmt sind, denn es ist ihm ja, während das Werk in ihm wuchs, von allen Seiten zugeflossen: Eindrücke der Gegenwart. Erinnerungen aus vergangenen Tagen haben sich darin vermischt, und häufig ist das Spätere wichtiger geworden als das Ursprüngliche, und sind die Nebenflüsse beträchtlicher und bedeutender gewesen als der Fluß, der dem Buch den Namen gab, und der es ins Leben rief. Noch schwerer ist am Ende zu sagen, wann und unter was für Um-

*) Dieser Aufsatz ist in der Neujaehrnummer der Neuen Freien Presse in Wien erschienen. Da der Aufsatz auch in Deutschland die weiteste Verbreitung verdient, und wir überzeugt sind, daß sich die Leser der Grenzboten, in denen der Specksche Roman zuerst erschienen war, sehr für ihn interessieren werden, drucken wir den Artikel mit Erlaubnis der Redaktion der Neuen Freien Presse hier ab.

ständen die Idee einer Dichtung entstanden ist. Hundertmal haben wir wohl ein Licht von weither leuchten sehen, ehe wir darauf achteten. Inzwischen aber hatte unsre Seele, ohne daß wir es gewahr wurden, schon lange das Bild des ferne scheinenden Lichts in sich aufgenommen, und sie war es dann vielleicht, die uns endlich zwang, daß wir uns mit ihm beschäftigten. So ist es mir auch mit den „Zwei Seelen“ ergangen. Paul Heyse war der erste, der den Ursprüngen dieses Buches nachforschte, und nach ihm haben dann auch andre in Teilnahme an den geschilderten Schicksalen und Stimmungen die Frage an mich gerichtet, wie ich dazu gekommen wäre, das Buch zu schreiben. Was ich ihnen gesagt habe, kann ich, da es so gewünscht wird, auch hier erzählen, in der stillen Hoffnung, damit auch zu einigen zu reden, die den Roman gelesen haben, und ihnen auf eine unausgesprochne Frage zu antworten.

Es sind nun fast zwanzig Jahre her, als ich an eine große, in einem weltverlorenen Städtchen gelegne Strafanstalt berufen wurde. Es war der schönste, lachendste Frühlingstag, als wir der neuen Heimat zufuhren. Ringsumher grünt und blüht die Wiesen, in verborgnen Wasserläufen glitt hier und da ein weißes Segel durch den stillen Sonnenschein, weit in der Ferne blauten Hügelreihen, mit dunkeln Wald bestanden, und unter dem blauen Frühlingshimmel klang heller Vogelsang. Mit fröhlichen Augen schauten wir in den heitern Tag und in den Glanz und Schimmer, mit dem uns der Frühling grüßte, und wurden erst ernst, als unweit der Landstraße zwischen den bronzenen Säulen einiger hochwipfligen Kiefern ein einsamer, schmucklos gehaltner Friedhof auftauchte, der Friedhof der Gefangnen. Bald darauf erhoben sich über der Stadt auch die weißen Mauern der Strafanstalt, und wir fuhren durch ein schweres Tor wie in eine Festung hinein, mit beklommnen Empfindungen und bedrückt von dem vielfachen Unglück, das sich hinter den vergitterten Fenstern verbarg. Doch als wir dann durch das Torgebäude hindurch gekommen waren, grüßte uns da wieder ein freundliches Haus und ein Garten mit blühenden Bäumen: der Frühling hatte seinen Weg auch über die Mauern und Zinnen gefunden und lachte uns dort so fröhlich entgegen wie draußen vor den Toren.

Einige Tage später ging ich zum erstenmal durch die Anstalt. In weitläufigen Sälen arbeiteten die Gefangnen zu fünfzig und mehr nebeneinander und warfen mir, als ich an ihnen vorüberging, neugierige Blicke zu. Viele von ihnen waren, wie ich wußte, in lebenslänglicher Haft, die meisten hatten ihre Freiheit auf lange Zeit verloren. Ich sah finstre Gesichter, Augen, die vertroßt um sich schauten, ich sah Gleichgiltigkeit und Roheit, sah aber auch manches Gesicht, auf dem sich das Unglück und das Leiden schon für den ersten Blick deutlich und schmerzlich widerspiegelten. Bei diesem ersten Gang ging ich jedoch an allen vorüber, ohne einen von ihnen anzusprechen, ich wußte noch nicht, wie ich meine Tätigkeit unter ihnen beginnen könne, und ahnte

es auch noch nicht, daß mancher von diesen finstern Menschen, als ich seine Züge näher betrachtete, ganz freundlich dreinzuschauen vermochte.

Zuletzt kam ich in den Zellenflügel, in dem damals hauptsächlich besonders schwere und gefährliche Verbrecher verwahrt wurden. Der Tag war schon weit vorgeschritten, und eine sanfte Dämmerung schwebte durch die Zellen, in deren jeder ein unglückseliger Mensch den Faden seines armen Lebens langsam weiterspann.

Als ich die erste Tür aufschloß und in die Zelle eintrat, fuhr der Gefangne, der darin lebte, von seiner Arbeit empor und flüchtete sich förmlich in die entfernteste Ecke, von wo er mich dann finster und mißtrauisch ansah und widerwillig auf meine Fragen antwortete. Er war, wie ich später erfuhr, ein vierfacher Mörder, ein ganz verschlossener Mensch, dessen Vertrauen ich dennoch nachher auf kurze Zeit gewann. Eines Tages mußte ich ihn in einer besondern Stimmung angetroffen haben, denn er fing plötzlich ganz von selbst an, sein Leben zu schildern. Er erzählte mir von seiner unglücklichen Jugend, wie er ohne alle Liebe aufgewachsen sei, von jedermann zurückgestoßen, ohne Freund und ohne eine Zuneigung von irgendeiner Seite her, von den eignen Eltern gehaßt und mißhandelt. So hätte er die Menschen vom Anfang an mit Haß und Bitterkeit angesehen, und so sei er zum Mörder geworden. Keine Spur von Reue oder Schmerz zeigte sich, während er zu mir sprach, in seinen Zügen, nur der Ingrimm über sein ewiges Gefängnis durchbrach hin und wieder seine eintönig hingebrochne Erzählung. Dies geschah in einer Abendstunde, unter dem Schleier der Dämmerung, in der er vor mir stand, und so wenig Erfreuliches ich zu hören bekam, war es mir dennoch wertvoll, da ich hoffte, seine verschlossene Seele werde sich nun langsam und allmählich öffnen. Als ich ihn aber am andern Tage wieder aufsuchte, verhielt er sich völlig stumm. Einmal hatte sich der Vorhang von seinem Innern aufgehoben, nun war er wieder niedergefallen und hob sich niemals wieder. An diesem ersten Abend brachte ich nur wenig Worte aus ihm heraus und verließ ihn endlich mit bedrückten Gefühlen.

Um so mittheilsamer war sein Zellennachbar, ebenfalls ein Raubmörder, der die Angehörigen eines frühern Mitgefangnen aufgesucht, ihnen von dem fernen Sohne erzählt und sich von ihnen hatte bewirten und unterstützen lassen, worauf er sie überfiel und tötete. Er war einer von den Menschen, die unwillkürlich an eine Rage erinnern, schmeichelnd, schmiegsam, auf leisen Sohlen schleichend, mit falschem Blick im Auge.

Dann sah ich einige Gefangne, die in meiner Erinnerung keinen Eindruck hinterlassen haben, darauf einen Mann, der mir auf den ersten Blick hin Teilnahme einslößte. Eine große, schöne Gestalt, warme, dunkle Augen, ein sympathisches Gesicht — und doch ein berühmter Einbrecher, vormalig aber ein angesehener und kunstgeübter Schlossermeister. Nicht oft habe ich das Weh eines verfehlten Lebens einem Antlitz so deutlich eingepreßt gesehen

wie dem feinen. Einst hatte er ein Weib, das ihn liebte, und liebliche Kinder, ein blühendes Geschäft und einen ehrlichen Namen — das war nun alles dahin. Seine Gefangenschaft sollte viele Jahre dauern, und den Tag der Freiheit, man ahnte es schon damals, erlebte er nicht mehr.

Nach ihm besuchte ich noch zwei jüngere Leute, lebenslängliche Gefangene und wegen Vaternmords bestraft, beide tief niedergeschlagen und krank an Leib und Seele. Hierauf wollte ich das traurige Buch, in dem ich zu lesen angefangen hatte, für diesen Abend schließen.

Auf den Gängen war es nun schon dunkel geworden, matt schimmerten einige Lampen über die grauen Mauerwände hin, und lautlos, als lebte niemand um mich her, war es in dem ganzen finstern Hause. Im tiefsten Herzen traurig stand ich auf dem einsamen Korridor und fragte mich, wie ich es ertragen würde, solche Bilder Tag für Tag vor mir zu haben. Bei dem Gedanken aber, daß ich diese Bilder nicht nur zu betrachten hätte, sondern daß ich an allen diesen Menschen auch eine Aufgabe erfüllen sollte, befiel mich das Gefühl völliger Nutzlosigkeit. Hatte ich vermutlich auch beim ersten Aufschlagen des Buches zufällig seine dunkelsten Blätter angesehen, so durfte ich doch nicht erwarten, daß das übrige viel heller sein würde. Im Begriff zu gehn und das Haus zu verlassen, blieb ich noch vor einer Zelle stehn und sah durch das Türfensterchen in sie hinein. Was ich da erblickte, veranlaßte mich, auch diese Tür noch aufzuschließen.

Es war eine Zelle wie alle andern, grau getüncht, kahl und nüchtern, und dennoch sah sie anders aus als alle Zellen, die ich vorher betreten hatte. Über der Lampe, die sie erleuchtete, hing ein Lampenschirm, aus Leinen verfertigt und mit etlichen bunten Läppchen verziert, durch die das Licht warm und gemildert hindurchglänzte. Alle Zellen waren ja in gleicher Weise ausgeräumt, über dieser lag ein Hauch von Wohnlichkeit, ein friedlicher Abend-schimmer. Ein Familienbild, einen alten, einfachen Mann darstellend, stand auf dem Arbeitstisch, ein paar grüne Zweige waren an der Wand befestigt. Es war der allerdürftigste Schmuck, den man sich denken konnte, und gleichwohl war er allenthalben zu merken und zu fühlen.

Der Gefangene, der bei meinem Eintritt aufgestanden war, sah mich freundlich und zutraulich an. Was für gute, sanfte Augen, sagte ich damals zu mir, es war der erste Eindruck, den ich von ihm empfing. Er war von schlanker Gestalt und hatte ein zartgebildetes blaßes Gesicht, worin diese Augen klar und intelligent leuchteten.

Ich fragte ihn nach seinem Namen und nach seiner Strafe. Ein schwerer Schatten zog über sein Gesicht, als er mir antwortete. Auch er war ein lebenslänglicher Gefangener, wegen Mordes bestraft, und befand sich schon viele Jahre in dieser Zelle.

Dieser Mann mit der milden Stimme, den guten, freundlichen Augen, dem feinen, stillen Wesen, ein Mörder — es war unfasßbar. Gern hätte ich

gefragt, wie dies hatte geschehen können, aber der tief schmerzliche Zug in seinem Gesicht, der qualvolle Blick seines Auges hielt mich davon ab. Ich verschob es auf ein andresmal und bin niemals dazugekommen.

An diesem Abend ließ ich mir erzählen, wie er seine Gefangenschaft bisher ertragen hätte.

Es ist nicht so schlimm, wie Sie wohl denken, erklärte er. Zuerst wollte ich mir freilich den Kopf einrennen, aber allmählich bin ich ruhig geworden. Ich habe meine Strafe verdient und nehme sie willig auf mich. Das heißt, unterbrach er sich, wenn ich rein verstandesmäßig darüber nachdenke. Daneben habe ich Stunden, wo sich alle meine Gefühle dagegen auflehnen, dann bin ich sehr unglücklich. Sie kommen jedoch immer feltner über mich, und ich glaube, ich habe nun Ruhe gefunden.

Und auf welche Weise? fragte ich.

Er errötete und zeigte nach dem Fenster hin. Draußen am dunkeln Nachthimmel schwebte die Mondsichel zwischen leichtem Gewölk und glänzten einige Sterne.

Wenn man immer nur in die Höhe schauen kann, sagte er dann, und wenn man von dem, was drunten vorgeht, kaum noch eine Ahnung hat, dann muß man ja wohl auf Gedanken kommen, in denen Ruhe ist.

Er sprach sich nicht deutlich aus, wie er denn überhaupt große Scheu hatte, von seinen innersten und so besonders von seinen religiösen Gefühlen zu reden. Diese zarte Zurückhaltung machte ihn mir von vornherein sympathisch. Auch später haben wir nur ganz selten von religiösen Dingen gesprochen, nur etwa dann, wenn ihn seine Lektüre zu einer Frage veranlaßte. Er suchte sich über alles, was ihm beim Lesen eines Buches unklar geblieben war, Belehrung zu verschaffen und wich in einem solchen Falle auch Fragen nicht aus, die in die Welt des Religiösen hinübergrieffen, sie bezogen sich dann mehr auf äußere, sein inneres Wesen nicht unmittelbar berührende Dinge. Man fühlte es aber deutlich heraus, daß er im tiefsten Herzen religiös war. Er suchte seinen Glauben zu verbergen und konnte es doch nicht verhindern, daß er durch alle seine Gedanken hindurchschimmerte.

Am Ende meines Gesprächs mit ihm fragte ich ihn, ob er denn nicht das Verlangen hätte, wieder mit andern Menschen zusammen zu sein.

Nein, ganz und gar nicht, versetzte er fast erregt. Ich habe ja selbst darum gebeten, hier bleiben zu dürfen. Hier merke ich nicht viel davon, daß ich gefangen bin, nur wenn ich die Zelle verlasse, dann fühle ich es wieder, und dann fällt es mir schwer aufs Herz. Dieses Zimmer ist meine Welt und mein Haus. So viel ich es vermochte, habe ich es mir traulich gemacht, und wenn die Tür geschlossen ist, bin ich ruhig, dann bin ich bei mir zu Hause. Ich habe meine Arbeit, meine Bücher, einige Briefe von meinem verstorbenen Vater und sein Bild. Und dann kann ich auch hinausschauen in die Ferne. Es ist nicht eben viel zu sehen, ein Stück Ackerland, ein Strich Wald in der

Ferne und darüber der Himmel mit den Wolken und den Sternen. Ich wäre aber unglücklich, sähe ich es nicht mehr.

Sie lesen gewiß viel? fragte ich in Verwunderung über seine feine Ausdrucksweise.

Sehr viel, bestätigte er. Fast immer, wenn die Arbeit vorüber ist, und des Sonntags lese ich, aber auch während der Arbeit liegt häufig ein Buch aufgeschlagen neben mir, und ich blicke dann und wann hinein. Ich habe jedoch nicht viele Bücher gelesen. Was mir einmal gefallen hat, lese ich gern immer wieder. Manches Buch kenne ich fast auswendig und finde doch immer wieder etwas Neues darin. Es ist das einzige noch, was ich habe, und es ist nicht wenig.

Als ich von diesem Mann wegging, hatten sich die schweren und unheimlichen Eindrücke, die mich vorher beunruhigt hatten, verzogen, als wäre ein frischer, reiner Wind über dunkle Wolken gekommen und hätte sie verjagt, und das finstere Haus, in dem ich meinen Beruf ausüben sollte, lag mit einemmale in einem hellen, freundlichen Scheine vor mir.

Ich bin nachher oft bei diesem einsamen Menschen gewesen. Während sich aber die erste Begegnung meinem Gedächtnis unauslöschlich eingepägt hat, habe ich von allen spätern eine undeutliche Erinnerung. Der Gefangne war von einfacher Herkunft und Bildung, hatte aber seinen Geist unablässig geschult, und er hatte über alles, was in seinen Gesichtskreis gelangte, eigne und besondere Gedanken. Trotz seines traurigen Geschickes war er nicht schwermütig, sondern zwar ernst, aber doch zugleich heiter. Ich habe ihm das Beste aus der Literatur gebracht, merkte aber bald, daß er Erzählungen aus der Gegenwart unruhig hinnahm und davon leicht verstimmt wurde. Dagegen machte es ihm stets Freude, gute Bücher aus ältrer Zeit zu lesen. Sein Entzücken aber war groß, als ich ihm ein Buch von Stifter gab. Immer wieder nahm er es vor und versenkte sich immer tiefer hinein. Die schöne, stille, von heiterm Licht verklärte Welt dieses Dichters wurde seine ganze Freude und ersetzte ihm, was er verloren hatte, Heimat und Natur.

Eines Wortes von ihm entsinne ich mich noch. Ich war über etwas verstimmt zu ihm gekommen und sagte zu ihm: Heute muß ich mich bei Ihnen aufheitern.

Er lächelte und antwortete: Die Sonne scheint so schön, und hören Sie, wie es draußen in den Gärten singt. Ich glaube, Sie sitzen zu viel zu Hause und arbeiten zu viel, und Sie sind zu viel zwischen diesen Mauern. Davon wird man verdrießlich. Sie müssen viel im Walde herumlaufen, das macht fröhlich.

Und was fangen Sie an, wenn Ihnen nicht wohl ist? fragte ich.

Ich? Ich mache es ebenso, antwortete er leise. Freilich, hinaus komme ich nicht mehr, das geschah früher. Aber zuweilen setze ich mich an meinen Tisch, schließe die Augen und sehe dann alles noch einmal, was ich einst gehabt habe.

Dieses Wort, das ich, wie alles andre, so wiedergegeben habe, wie es die Erinnerung in mir weiter tönen ließ, ist das letzte, dessen ich mich zu entsinnen vermag, und sein Klang ist auch in den „Zwei Seelen“ angeschlagen worden. Dort erzählt der Heinrich, dessen Schicksale das Buch erfüllen, von seiner Jugend:

„Am liebsten lief ich in den Wäldern herum und konnte auf einem sonnigen Hügel stundenlang liegen, ohne etwas zu denken, horchend auf den Wachtel-schlag in den Feldern, auf den Kuckucksruf, auf das Zirpen der Grillen und irgendwelche ferne Töne. So ließ ich mir das Leben zwischen den Händen hingleiten und verlor einen schönen Tag nach dem andern. Dennoch habe ich von jenen flattrigen Stunden manches in mich aufgenommen, was mir jetzt zugute kommt. Wenn ich jetzt in meinen kahlen Wänden eine stille Stunde habe und, den Kopf in beide Hände gestützt, vor mich hinbrüte, dann fliegt so ein Tag vor mir auf, wogende Felder, spielende Sonnenlichter im Waldesschatten, eine goldne Abendröte über dunkeln Wipfeln. Wie die gefrorenen Töne in jenem Posthorn ruhen diese Stimmungen in meiner Seele, alle die kleinen bunten Bilder, die ich, ohne es zu merken, in mir aufgespeichert habe, und ihr Betrachteten tröstet mich nun und hilft mir über vieles hinweg.“

Nach einigen Jahren wurde ich versetzt. Zahlreiche neue Eindrücke stürmten nun auf mich ein, ernste und schwere, aber auch sehr schöne und erfreuliche, an die ich stets gern gedenken werde. Und wieder nach einer Reihe von Jahren wurde ich nach Halle berufen. Der mehrfache Wechsel und die Menge neuer Gestalten, die an mir vorübergingen, ließen die stille Gestalt des Gefangnen, von dem ich erzählt habe, allmählich in meiner Erinnerung zurücktreten und brachten es dahin, daß sein Bild nach und nach in mir verblaßte. Aber verloren ging es mir nicht, sondern es schaute mich immer wieder einmal aus der Ferne still an. Ja, je mehr sich die Zeit dazwischen drängte, und je ferner sie mir sein Bild rückte, um so klarer hob es sich aus den Nebeln der Vergangenheit empor, und um so verlangender blickten seine Augen zu mir herüber.

Eines Tages zog ich dann über ihn Erkundigungen ein, aber ich kam zu spät, sein Licht war schon lange erloschen, er hatte Ruhe gefunden, und die zarte Spur seiner letzten Lebensjahre war verloren gegangen. Jetzt hätte ich gern erfahren, wie eine so feine und weiche Natur jemals zu einer so schweren Tat hatte gelangen können. Als ich es von ihm selbst hätte hören können, hatte ich die Frage gescheut. In langem Ringen war es ihm gelungen, die dunkle Nacht vergangener Zeiten hinter sich zu lassen, ich gewann es nicht über mich, ihre Schatten heraufzubeschwören. Jetzt, wo es zu spät war, empfand ich meine Zurückhaltung als ein Verfümmnis, das mich jedoch nicht gereute. Es gibt Fehler, an die man tröstlichen Herzens zurückdenkt.

Das wieder lebendig gewordne Bild ließ mich nun nicht mehr los, ich mußte sein Geheimnis auf irgendeine Weise zu ergründen suchen. Das innere Werden des nun gänzlich still gewordenen Menschen ließ sich nicht mehr aufdecken, nur seinen äußern Lebensgang hätte ich allenfalls enthüllen können,

woran jedoch, da die Hauptsache fehlte, nicht viel gelegen war. So geriet ich auf den Gedanken, ein neues Lebensbild mit den Mitteln der dichtenden Phantasie zu entwerfen und die Farben so zu mischen, daß am Ende mein Erinnerungsbild herauskommen mußte. Ich begann auch damit, ließ die Arbeit aber wieder liegen, bis mich unmittelbar vor dem Antritt meiner Sommerreise die Bitte meines Verlegers ereilte, ich möchte ihm die Lebensbeschreibung, von der ich zu ihm gesprochen hatte, für die Grenzboten geben. In meiner frohen Reifestimmung, in der mich alles fröhlich anlachte, versprach ich ihm, den Aufsatz zu schreiben und fuhr mit meinen Papieren wohlgenut nach Somagoi unter dem Ortler. Aber aus dem Aufsatz wurde ein Buch, aus der Schilderung ein Roman, und mit der einen Gestalt, die ich hatte malen wollen, drängten sich mancherlei andre Schatten an mich heran, die von mir Leben empfangen wollten. So saß ich, statt der Ferienlust zu genießen, Tag für Tag am Schreibtisch und vor den weißen Blättern. Das geschah jedoch in der herrlichsten Natur, inmitten frühlingssrischer Wälder, mit dem Blick auf samtgüne Matten, ferne blaue Bergbilder und weiße Schneehäupter über mir. Da schweifte das Auge weit hinaus und kehrte nie leer zurück.

Da ich keine kriminalistische Erzählung schreiben wollte, sondern da mein Blick auf den innern Vorgängen in der Seele des Heinrich dieser Geschichte ruhte, so mußte ich mich ganz in seine Seele zu versetzen suchen und sein Leben in mir erleben. Jeder Spaziergang in die Wälder, das Rauschen des Wildbaches, das ich immerfort vernahm, Sonne, Mond und Sterne, die über mir auf und nieder gingen, kurz alles, was um mich her lebte und webte, floß da in das Buch hinein und bildete sich darin ab. Und wenn ich später bei der Korrektur die einzelnen Sätze wieder lesen mußte, so mußte ich immerfort an das, was ich damals gesehen und erlebt hatte, zurückdenken: es wachte wieder auf und schimmerte zwischen den Zeilen hervor, Erinnerungen an Menschen und Erinnerungen an die Sommertage in dem schönen Lande, darin ich das Buch begonnen hatte. Den Schluß mit der Alpenschilderung schrieb ich dann, als es Herbst und Winter wurde, und als das liebe Bergland auch für mich zu einer Erinnerung geworden war.

Viele haben sich nachher an dem Buch erfreut, einige hätten dem Heinrich, den sie lieb gewonnen hatten, gern die Hand gedrückt, und mehrere waren verdrießlich, als sie erfuhren, daß sie ihre Teilnahme einem erdichteten Leben zugewandt hatten. Sie wollten nun wenigstens wissen, wieviel Wahrheit in der Erzählung enthalten sei. Ich habe immer wieder die Antwort gegeben: Es ist alles Wahrheit. Wahr ist vor allem der letzte Eindruck, den der Leser empfängt, auf ihn hin ist das Buch überhaupt geschrieben worden. Wahr ist der Zwiespalt in der menschlichen Natur, und wahr sind die Einzelheiten des Buches. Sie sind nicht nach der Wirklichkeit gezeichnet, aber daran kontrolliert worden.

Sind die Bilder der Menschen alle verschieden, und hat jedes von ihnen seine Besonderheiten, so enthüllen sie doch dem, der sie lange anschaut, etwas,

worin sie sich alle ähnlich sind, und was bei allen wiederkehrt. Bis zu diesem Punkte zu führen, wo alles Fremde schwindet, und wo man das eigne Auge im Auge eines andern schimmern sieht, das war die Aufgabe des Buches. Wer seinen Beruf unter Menschen auszuüben hat, die ihn durch die Verirrungen ihres Seelenlebens und ihrer Lebensführung abstoßen, muß danach trachten, aus den krausen Linien des fremden Lebens das darunter verborgne, uns allen verwandte Menschenantlig herauszufinden. Nur so kann er dem andern etwas sein, und nur so darf er hoffen, daß sich ihm die fremde Seele erschließen werde. In dem Roman tut sie dies aus eignem Entschluß, sie öffnet sich mit allem Licht und allem Dunkel, wodurch sie ihren Weg genommen hat, und sie läßt uns in ihre verborgensten Tiefen schauen. Da sollte dann, das war mein Wunsch, der Leser schließlich nicht mehr die fremde Stimme hören, sondern er sollte sich selber lauschen und die Sprache der eignen Seele in sich vernehmen. *Tua res agitur*, hat jemand gesagt, der über die „Zwei Seelen“ geschrieben hat.

Der Weg, den ich beim Schreiben des Buches zurücklegen mußte, war nicht immer erquicklich, er führte in Finsternisse, die mich selbst beklommen machten. Dennoch hoffte ich, daß niemand das Buch bedrückt aus der Hand legen sollte, sondern womöglich bereichert und erhoben. Es ist ja nicht auf den Ton der Resignation gestimmt, sondern auf den Ton des Sieges, der endlichen Erhebung über alle äußern Hemmungen, ihrer innern Überwindung. Fällt es manchem schwer, von diesen Dingen zu lesen, so war es noch schwerer, davon zu schreiben. Gleichwohl hatte ich, als ich die Feder niederlegte, das Herz voll Behmut, daß ich nun von dem allem, was meine Gedanken erfüllt und bewegt hatte, scheiden sollte. Mir war am Ende weihnachtlich zumute gewesen, und als wäre ich lange durch eine Winternacht gegangen und sähe zuletzt das goldne Weihnachtslicht aus dunkeln Zweigen leuchten. Ich mußte an ein Wort denken, das mir Wilhelm Raabe einmal geschrieben hatte: „Möchte das Licht allen scheinen, die in dem großen Buchthaus »Erde« sitzen und Weihnachten feiern wollen.“

Wie ich dann das ganze Buch vor mir hatte, ging es mir freudig durchs Herz, denn nun leuchtete mir mein blaßes Erinnerungsbild in neuen Farben und in frischem Leben, aber doch so, wie es in mir geruht hatte, auch aus den Blättern des Buches entgegen.

